

## Kriege, Krisen und bald wieder Trump. War früher alles besser? Von wegen!

Die Welt ist aus den Fugen – und Nostalgie das grosse Gefühl unserer Zeit. Doch die Verklärung der Vergangenheit bedroht unsere Zukunft.



Kürzlich schwenkte während eines Footballspiels der Dallas Cowboys die Kamera auf die Ehrentribüne: Da sass gut gelaunt George W. Bush in der Loge, der 43. Präsident der USA. Das waren noch Zeiten, hiess es in der Runde vor meinem Fernseher. Als die Republikaner noch anständig und verlässlich waren – ganz anders als Donald Trump und seine Maga-Jünger! Und so denken heute viele, nach dem Comeback Trumps, der auch unter besonnenen Zeitgenossen als potenzieller Totengräber der liberalen Demokratie gilt. Ach, die gute alte Zeit.

Selbstverständlich unterscheidet sich Bush, der aus dem tiefsten Establishment der Grand Old Party stammte, in vielerlei Hinsicht von Trump. Aber war damals in unserer Wahrnehmung wirklich alles so viel besser?

Bei Bushs Wahl im Jahr 2000 gab es einen unwürdigen Hickhack um die Stimmenauszählung in Florida (wo einer seiner Brüder Gouverneur war). Wenig später kam der Schock von 9/11 und als direkte Reaktion darauf der «War on Terror»: die Invasion in Afghanistan, der Einmarsch im Irak – unter Vorspiegelung falscher Tatsachen – und der Sturz des Diktators Saddam Hussein. Der Mittlere Osten versank im Chaos. Weltweit gab es Demonstrationen gegen die amerikanische Politik, selbst in der Schweiz gingen Zehntausende auf die Strasse. Wer sich heute die Bilder davon anschaut, staunt über die Radikalität: In Bern wurde ein grosses Transparent durch die Stadt getragen: «USA World Enemy No. 1» – das S in «USA» ein Hakenkreuz.

Der einst dämonisierte, inzwischen auf wundersame Weise wieder populärer gewordene Bush ist nur ein zufälliges Beispiel. Aber es steht symptomatisch für den heutigen Zeitgeist in einer von Krisen und Kriegen belasteten Gegenwart. Dieser Zeitgeist heisst Nostalgie.

Fortschritt, adieu

Nostalgie war einmal eine anerkannte Krankheit. Das Wort wurde Ende des 17. Jahrhunderts in Basel erfunden, in einer medizinischen Dissertation eines gewissen Johannes Hofer, der sich mit Heimweh beschäftigte, also einer pathologischen Sehnsucht, an den Ort der eigenen Herkunft zurückzukehren, besonders bei Schweizer Söldnern. Später wandelte sich die Bedeutung des Begriffs, und er machte eine rasante Karriere ausserhalb der Medizin: Er stand nun für das schwärmerische Zurückschauen auf vergangene, idealisierte Zeiten. Man stellte sich eine Zeit vor, die zwar nie so gewesen war, wie man meinte. Aber es fühlte sich richtig an. Nostalgie als «Alleskleber», wie es der Historiker Valentin Groebner nennt.

Die Verklärung und Verzerrung der Vergangenheit treibt heute besonders seltsame Blüten. Ein regelrechtes «Zeitalter der Nostalgie» diagnostizierte vor einigen Jahren der Soziologe Zygmunt Bauman in seinem Buch «Retrotopia»: Die Beschwörung schöngefärbter verlorener Vergangenheiten sei die letzte wirksame politische Utopie.

Wenn man sich die Politiker anschaut, die sich auf die angeblich gute alte Zeit berufen, war Baumans Analyse alles andere als aus der Luft gegriffen. Trumps «Make America Great Again» ist nur das bekannteste Beispiel. Und die Verharmlosung des Freiluftgefängnisses DDR durch deutsche Linksaussen- und Rechtsaussenparteien das vielleicht bizarrste.

Der Grund für das Phänomen ist evident: das Hadern mit einer als unübersichtlich und bedrohlich wahrgenommenen Gegenwart. Sie ist geprägt durch eine horrende Geschwindigkeit des Wandels, eine Flut von Informationen in Echtzeit über den Wahnsinn auf Erden. Die vielen Krisen haben zu einer Weltmüdigkeit geführt, die gerade Populisten zu nutzen wissen. Wer im Vorwärts nichts Positives mehr erkennt, wendet sich verängstigt der scheinbar sicheren und überblickbaren Vergangenheit zu – zurück in die Beschaulichkeit. «Die Zukunft ist auch nicht mehr das, was sie einmal war», witzelte einst der Komiker Karl Valentin. Heute wird das ernst gemeint.

Tatsächlich ist im Westen der Glaube an eine bessere Zukunft weitgehend verlorengegangen, nicht nur bei den seit je kulturpessimistischen Konservativen, sondern im ganzen politischen Spektrum. Es häufen sich die ausgerufenen Zäsuren und Zeitenwenden, und stets sind es Kippunkte hin zum Negativen: zuerst die Pandemie, dann Putins Angriffskrieg in der Ukraine, die Gewalteskalation im Nahen Osten, die Drohgebärden Chinas, schwächelnde Wirtschaften, steigende soziale Ungleichheiten, der demokratische Aufstieg undemokratischer Kräfte, nicht zuletzt wegen kaum steuerbarer Migrationsströme. Und über allem: der Klimawandel und das Artensterben.

Der Zustand der Welt ist wenig erbaulich. Und er löst Ängste aus. Abgesänge auf den Westen oder gleich auf die ganze Menschheit sind in Mode. Die drohende Apokalypse hat als Genre längst die Bestsellerlisten erobert – von «Zeiten Ende» bis zu «Der Mensch schafft sich ab». Als Buch der Stunde gilt Andreas Reckwitz' «Verlust: Ein Grundproblem der Moderne». Darin analysiert der Soziologe, wie sich in den westlichen Wohlstandsgesellschaften die Zukunft von einer Verheissung – es wird uns besser gehen als den Generationen zuvor – zu einer düsteren Vorahnung gewandelt hat. Und zwar im Futur zwei: Wir werden alle enttäuscht worden sein! Die bürgerliche Fortschrittsidee sei ins Stottern geraten, wenn nicht an ihr Ende gelangt, schreibt Reckwitz. Es bleibt als Rat vorerst nur die Resilienz, also die Stärkung der Widerstandsfähigkeit, um mit den Verlusterfahrungen unserer Zeit besser umgehen zu können.

Das sind bedenkenswerte Befunde. Nur: Stehen wir wirklich am grossen Wendepunkt der Geschichte?

Rosa Rückblicke

Als Historiker betrachtet man dies mit Skepsis. Schon fast jede Generation war überzeugt davon, jene vor dem Niedergang zu sein. Wenn heute sehnsüchtig auf die vergangenen Dekaden verwiesen wird – in der Politik, der Populärkultur, der Publizistik –, dann bleiben die grossen Unsicherheiten von damals seltsam unterbelichtet.

Das «Wirtschaftswunder» ab 1950, das uns im Nachhinein so zwingend erscheint, kam für die Zeitgenossen völlig überraschend. Die Weltordnung wurde bipolar und besorgniserregend, laut Umfragen waren während des Koreakriegs die Zukunftsprognosen so pessimistisch wie selten danach. 1962 schrammte die Menschheit während der Kubakrise nur mit Glück an der Atomkatastrophe vorbei; in Vietnam führten die USA einen verheerenden Krieg, während Westeuropa gegen einen Angriff der Sowjetarmee hochrüstete und sich einbunkerte. 1972 veröffentlichte der Club of Rome «Die Grenzen des Wachstums», die heilige Schrift der Zukunftsskepsis. Im Jahr darauf kamen der Ölpreisschock und die schlimmste Rezession seit 1945. Der Historiker Eric Hobsbawm bilanzierte später in seinem Buch «Zeitalter der Extreme»: «Die Geschichte des 20. Jahrhunderts war seit 1973 die Geschichte einer Welt, die ihre Orientierung verloren hat und in Instabilität und Krise geschlittert ist.»

Die 1980er Jahre waren ohnehin eine Dekade der Angst: saurer Regen, Waldsterben, Ozonloch, drohendes Nuklearinferno, der GAU von Tschernobyl, Chemiekatastrophen, die Weltseuche Aids, die Heroin- und Crack-Epidemien, aber auch: der massenhafte Einzug des Computers in die Arbeitswelt. Der Philosoph Jürgen Habermas schrieb von der «neuen Unübersichtlichkeit». Und kaum jemand dachte in dieser No-Future-Stimmung, dass wenige Jahre später die Mauer in Berlin fallen könnte. Selbst die heute als so unbeschwert idealisierten 1990er Jahre, in denen vorschnell das Ende der Geschichte ausgerufen wurde, blieben hektisch und

brutal: die nervöse Neuordnung Osteuropas, die Jugoslawienkriege, der Völkermord in Rwanda. Ihnen folgte ein Jahrzehnt des islamistischen Terrors und der grössten Weltfinanzkrise seit dem Börsencrash von 1929. So viel zu den guten alten Zeiten.

Die Romantisierung der Vergangenheit lässt sich psychologisch deuten. Die Jugend und die frühe Erwachsenenzeit prägen stärker als spätere Lebensjahre, zugleich werden negative Erfahrungen nachträglich ausgefiltert: «rosy retrospection» nennen das Fachleute, den rosa Rückblick. Zudem besteht eine Neigung zum Negativen, gerade in den Medien. Das trübt unseren Blick für die erfreulichen Trends, die es langfristig gibt – etwa die globalen Verbesserungen bei Gesundheit, Wohlstand, Bildung, Lebenserwartung und Frieden.

Vor allem aber ist es ein Grundprinzip der Geschichte, dass das Bild im Rückspiegel trügerisch ist: Der Nebel hat sich gelichtet, die einstigen Unwägbarkeiten sind klaren Konturen gewichen. Man weiss, wie es ausgegangen ist. Und vergisst bei dieser vermeintlichen Zwangsläufigkeit, wie hart und schwierig auch diese Zeit war, wie ungewiss einst die Zukunft – und wie abenteuerlich manche Prognose.

Die gewaltigen Herausforderungen von heute sollen damit keineswegs kleingeredet werden. Und eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Geschichte hilft, die Gegenwart zu verstehen und ihre Probleme anzugehen. Doch Nostalgie ist eine Wohlfühlbeschäftigung mit einer Vergangenheit, die es so nie gegeben hat. Das Lamento, früher sei alles besser gewesen, ist nicht nur inhaltlich falsch, unproduktiv und un kreativ – sondern auch gefährlich. Es wird viel politisches Schindluder damit getrieben. Mit gravierenden Folgen: Die Menschen ziehen sich desillusioniert zurück, denken mehr an die Welt von gestern als von morgen, flüchten letztlich aus ihrer Verantwortung. Dabei wäre das Gegenteil gefragt – die Verteidigung und Weiterentwicklung unserer liberalen Ordnung. Gerade in schwierigen Zeiten.